



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein, während für den Trainoffizier die allgemeine zweijährige Dienstzeit genügen würde.

Eine besondere Behandlung würden die Fragen der Ärzte erfordern, der Theologen, der Volksschullehrer; aber eine besondere Schwierigkeit bieten sie ebenso wenig, wie sie einen stichhaltigen Grund gegen die Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit abgeben.

Aber selbst wenn sich herausstellen sollte, daß es gelte, Opfer zu bringen, namentlich auf Seiten der bisher bevorzugten Klassen der Begüterten und Gebildeten: sollte es ein utopischer Idealismus sein, wenn wir die Erwartung aussprechen, daß wir Deutschen bereit sind, solche Opfer zu bringen, wo so viel zu gewinnen ist wie: eine freie Schule, eine Körper und Geist zum Kampf ums Dasein stählende Erziehung, eine gerechtere Verteilung der vaterländischen Pflichten und Lasten, und als letztes, aber nicht geringstes: eine weitere Kräftigung und Festigung unsers Heeres, auf dem nicht nur unsre Wohlfahrt sondern unser ganzes Dasein beruht? Quo fata trahunt retrahuntque, sequamur.



Neue Novellen



eden Sommer und jede Weihnachten sieht sich ein gewisser Teil des Publikums, der sonst der „leichten“ Lektüre abhold oder gar in dem alltäglichen Getriebe nicht einmal zu dieser leichten Lektüre gesammelt ist, nach ein paar Bänden neuer Erzählungen um und bleibt dabei meist auf den Zufall der buchhändlerischen Empfehlung angewiesen, die zwar nicht ausschließlich, aber doch merkwürdig oft die wichtigsten und ungesundesten Erscheinungen bevorzugt. Mit der Zunahme des Waschzettelwesens in unsern Zeitungen und Zeitschriften, bei der sich die wenigsten Berichterstatter die Mühe nehmen, selbst einen Blick in die von ihnen besprochenen Bücher zu thun, sondern fröhlich eine vom Verfasser oder Verleger abgefaßte Reklame abdrucken, ist die Unterscheidung zwischen gut und schlecht vollends bis zur Unkenntlichkeit aufgehoben worden, und es ist thatsächlich eines der undankbarsten Geschäfte, die Neuigkeiten der deutschen Erzählungslitteratur zu prüfen und zu sondern. Gleichwohl gehört es zu den Geschäften, auf die nicht verzichtet werden darf, so lange überhaupt noch von einer Litteratur die Rede sein soll; die unterschiedslose und allgemeine Beurteilung alles neuesten, die an gewissen Stellen für eine Förderung ernster

Anschauung und guten Geschmacks gilt, ist der schlechteste Ausweg aus diesem Labyrinth, der eheliche Versuch, auch mit verkürzten Maßstäben wenigstens noch zu messen und die fast erstorbene Urteilsfähigkeit unsrer gebildeten Kreise wieder zu erwecken, ist bei weitem vorzuziehen. Wenn sich neben zahlreichen Lesern, die ihre Teilnahme den von uns hervorgehobnen Erfindungen zuwenden, einige andre finden, die das, was die Grenzboten ablehnen, von vornherein für das Rechte halten, so ist ja beiden Teilen geholfen; das Endurteil können wir ruhig der Zeit überlassen, die in den meisten Fällen nicht einmal eine sehr ferne Zeit sein wird.

Unter den Erzählern, deren Name uns in den letzten Jahren oft begegnet ist, ohne daß sich der Eindruck einer bestimmter ausgeprägten künstlerischen Eigentümlichkeit mit dem Namen verbände, findet sich auch der Verfasser einer Novellenammlung *Trinacria*, sizilische Geschichten von Konrad Telmann (Stuttgart, F. G. Cottasche Buchhandlung, 1895), die lebendigen Eindrücken von dem Eilande der Kyklopen und wohl auch ein wenig von den Nachwirkungen der sizilischen Dorfgeschichten Vergas, des berühmten Verfassers der „Bauernehre,“ ihre Entstehung verdanken. Die Neigung des Verfassers geht entschieden dahin, die gewaltigen Konflikte und melodramatischen Effekte, die in den schlimmen und dunkeln Seiten des sizilianischen Lebens vorhanden sind, zu bevorzugen. Denn wenn auch der Titel „*Trinacria*“ an die homerisch-theokritische Insel erinnert, so sieht doch der moderne Novellist in aller Fülle und Mannichfaltigkeit Siziliens hauptsächlich die entgegengesetzten Bilder. Die steilen schwarzen Felsen, an denen schwärzliche Städtchen kleben und „mit ihren Felsklüften aufs blauer Jonermeer herabstarren,“ die Bergrücken und Schluchten, hinter und in denen nach uraltem Herkommen die „Briganten“ hausen, die versteckten Dörfer in wilden, halbangebauten Thälern geben den Hintergrund für Novellen wie „Blinde Liebe,“ „Drest,“ „Die Gattensucherin“ und „Santi Pellegro“ ab, in denen allen der Mord eine mehr oder minder entscheidende Rolle spielt, und in denen (die Geschichte „Die Gattensucherin“ ausgenommen) für das Idyll kein Raum ist. Das Sizilien, das wir namentlich durch die Schilderungen der letzten Erhebungen kennen gelernt haben, das in beständigem, offenem oder heimlichem Kriege mit dem modernen Staate liegt, giebt die Motive zu Erfindungen, von denen namentlich „Blinde Liebe“ und „Santi Pellegro“ wie auf einen modernen naturalistischen Operntext zugeschnitten erscheinen. In der „Blinden Liebe“ treibt die Absicht eines jungen deutschen Arztes, einem schönen, jungen erblindeten Weibe das Augenlicht wiederzugeben, den Gatten der jungen Frau, der der Mörder ihres Vaters ist, von der Blinden geliebt wird, aber von der Sehenden augenblicklich wieder erkannt werden würde, in den Tod; in „Santi Pellegro“ erschießt der Held, ein sizilianischer Bauer, aus grimmiger Eifersucht seinen Nebenbuhler Tito Bonera, läßt eine junge Witwe einen Meineid für sich leisten, um sein Alibi in der Mordnacht zu er-

weisen, wird dadurch in die Arme dieser Assunta Dotti getrieben und würde um ihretwillen sein Weib Benedetta (dieselbe Frau, der zuliebe er den Eifersuchtsmord auf seine Seele geladen hat) vergiften, wenn ihn nicht sein jüngerer Bruder Camillo, der bis dahin mit abgöttischer Verehrung zu ihm aufgeschaut hat, richtete, d. h. nach einer furchtbaren Szene zwischen beiden Brüdern, gleichfalls erschöffe. Eine Ausnahme in diesen düstern Vorgängen bildet nur die Novelle „Die Gattensucherin,“ die sogar einen leichten Anflug von Humor hat. Freilich setzt auch diese Geschichte damit ein, daß der Verlobte der schönen Attilia Gianelli aus Torretta, Pilade Lanfranchi, bei einem Streite, der mit dem Messer zum Austrag gebracht wird, sein Messer etwas zu tief in die Brust eines seiner Trinkumpane senkt, sodaß dieser das Aufstehen vergißt, und Pilade gewärtig sein muß, wegen Totschlags zum Bagno verurteilt zu werden. Da ihm der Sinn darnach gar nicht steht, so geht er „nach altem Väterbrauch lieber in die Berge,“ d. h. unter die Briganten. Attilia fährt fort, sich als seine Braut zu betrachten und alle andern Bewerber, zu denen die stattlichsten Burschen des Dorfes gehören, mit Hohn abzuweisen. Unter diesen Bewerbern befindet sich auch der Fischer Severo Toti, der eines Tages der trotzigen Schönen den Vorschlag macht, sie zu Lanfranchi zu geleiten, der wahrscheinlich bei der Bande des Leone verweile. Attilia geht auf diesen Vorschlag ein und tritt mit Severo die eigentümliche Wanderung in das Innere der Insel an, auf der sich in lebendig geschilderten Abenteuern Severo als der Mann erweist, der der Liebe des besten Mädchens wert ist. Von Schritt zu Schritt merkt Attilia, daß ihre Neigung zu Severo wächst, am Ende ist sie es, die vor dem Ziel die Umkehr fordert und sich dem Fischer verlobt. Wie es zu dieser Entscheidung kommt, zeigt sich, daß Severo Toti nicht ganz so uneigennützig gewesen ist, als es bei Beginn des seltsamen Abenteuers schien. Er hat nämlich, ehe er Attilia den Vorschlag der Wanderung zu den Briganten machte, Pilade Lanfranchi selbst an Bord eines nach Valparaiso gehenden Dampfers gerudert und darauf gerechnet, daß Attilia, wenn sie Pilade nicht mehr vorfände, lieber ihn, Severo, zum Manne nehmen, als mit Schimpf und Spott bedeckt nach Torretta heimkehren würde. Glückselig, daß ihm sein Plan so über alles Erwarten gelungen ist, geleitet der Pfiffige die bezähmte Widerspenstige nach Torretta. An frischer Gegenständlichkeit steht diese Novelle den tragischen Geschichten des Bandes nicht nach, und sie giebt uns zugleich die tröstliche Gewißheit, daß das sizilianische Dorfleben nicht völlig in Mord und Selbstmord und düstern Gewaltthaten aufgeht.

Auf deutschen Boden zurück, aber aus der Gegenwart in vergangne Tage (ins sechste, zwölfte und siebzehnte Jahrhundert n. Chr.) versetzen uns die drei Erzählungen, die Wilhelm Jensen als Chiemgaunovellen (Weimar, Emil Felber, 1895) vereinigt hat. In der phantasievollen, skizzenhaften Manier, die ein breites Licht auf einen Vorgang, eine psychologische Wandlung fallen

und das übrige in den Schatten treten läßt, die namentlich tragische Episoden aus dunkeln Tagen mit virtuoser Kunst heraufbeschwört, und wo sie uns nicht für ihre Menschengestalten erwärmen kann, uns doch durch das Zeit- und Lokalkolorit des Hintergrundes fesselt, verkörpert hier Jensen Träume, die ihm an den Ufern des Chiemsees aufgegangen sind. „Die Glocken von Greimharting,“ „Sunnenblut“ und „Aus der vergessenen Zeit“ gehören nicht gerade zu Jensens schönsten und seelisch vertieftesten Novellen, aber sie erheben sich durch schärfere Bestimmtheit der Umrisse und größere Deutlichkeit des Zusammenhangs über zahlreiche spätere Erfindungen des fruchtbaren Erzählers. Als die bedeutendste erscheint uns „Sunnenblut,“ eine phantastische, wilde, aber von einem Strahl reiner Menschlichkeit und weiblicher Güte durchleuchtete Geschichte, in die freilich auch die neuesten Vorstellungen von der erblichen Belastung hereinspielen, aber doch nicht so, daß sie die Bescheidenheit der Natur verhöhnend und verletzend. Der arme „Sunnenhund,“ der dem weit verbreiteten Geschlecht der Kaliban und Quasimodo angehört, zeigt sich wenigstens der Dankbarkeit fähig. Die letzte Geschichte, „Aus der vergessenen Zeit,“ reiht sich frühern Erzählungen Jensens aus den Schrecken und der Entartung des großen Krieges an und versetzt den Leser lebendig in die trostlosen Zustände und Stimmungen der dunkeln Leidenszeit hinein. Ob Mordlingen, Wasserburg oder sonst eine deutsche Stadt den Hintergrund abgibt, darauf kommt wenig an. Wohl aber wird sich der eine und der andre Leser fragen, ob es eine Vorahnung herausziehenden künftigen Unheils sei, was diese Darstellungen frühern Glends so vermehrt oder ihre Anziehungskraft steigert.

Eine Novellengruppe von Rudolf Lindau: Schweigen (Berlin, F. Fontane u. Comp., 1895) führt nur Erlebnisse und Gestalten der Gegenwart vor Augen. Die tragische Novelle „Schweigen,“ die kurze, aber vortreffliche Geschichte „Der Hamal“ und die Resignationsnovelle „Ein ganzes Leben“ heben sich gut von einander ab; die erste freilich ist eine der modernen Familiengeschichten, an denen kaum innerlich Anteil zu nehmen ist, weil uns die Gestalt und das innere Leben der unglücklichen jungen Frau, deren Verschuldung die tragische Wendung herbeiführt, nicht näher gebracht wird. Wir erblicken sie gleichsam nur schattenhaft in der Erzählung des überlebenden Gatten, und in dieser erscheint alles, was er berichtet, die allmähliche Entfremdung des jungen Weibes, der Argwohn seiner Familie gegen Susanna (der zur Überwachung durch einen der Privatgeheimpolizisten führt, die zu den häßlichsten Errungenschaften der Neuzeit gehören), das Duell seines Bruders Richard mit dem unwürdigen Hausfreund, die entscheidende und erschütternde Unterredung mit der Mutter, nicht so hart und herb als die schweigende Beurteilung, die der tödlich verletzte Gatte der todkranken Frau entgegensetzt. Der Held der Erzählung maßt sich hier allzusehr an, Vorsehung zu spielen, und die schließliche Verzeihung, die er der reinigen, tiefunglücklichen Susanna zu teil

werden läßt, hebt die Wirkung seines furchtbaren Schweigens auf den Leser nicht auf. Gegenüber der Tragik dieser Geschichte, an der wir keinen vollen Anteil nehmen können, weil wir in die Seele der schuldigen Frau und ihres im Duell gefallnen Mitschuldigen nicht hineinschauen können, wirken die beiden andern Novellen, von denen die zweite ein kleines Sittenbild aus Konstantinopel ist, beinahe erfrischend. Die Novellen Rudolf Lindaus zeichnen sich übrigens durch eine sorgfältige, saubere Schreibweise aus, die in auffallendem Gegensatz zu dem tagesüblichen Plakatstil steht, dem wir z. B. in den Tollen Novellen von Ernst Ewert (Danzig, Theodor Bertling, 1895) begegnen, Novellen, die nicht ohne Talent, nicht ohne Stimmungspoesie sind, aber fast in aufdringlicher Weise die franke Weisheit der jüngsten, lebensmüden Generation in dem Stil verkünden, der mit jedem Satz eine neue Offenbarung nicht giebt, aber zu geben behauptet. Die Helden des Verfassers sind „Seelen, die stark und frei und kühn sind, die das Dunkel zwingen, sodaß ihnen das Dasein nichts andres ist als ewige Helle, flutendes, klingendes Sonnenleuchten. Solche Seelen hassen das Weib. Ihre Liebe gilt der Kunst und der Einsamkeit, sonst kennen sie nur Verachtung. Und ihre Verachtung ist grenzenlos; sie verachten alles Kleine, Niedrige, Gemeine, sie schreiten unbefleckt durch den Schmutz. Und sie lachen in ihrer weltfremden Ablereinsamkeit. Sie lachen und verachten. So sind die Großen, die Größten.“ Aber trotz alledem, daß sie wissen, daß „das Weib der Fluch der Erde ist,“ fallen sie in einer oder der andern Weise diesem Fluch anheim, selbst der gewaltige und reine Henry Sordt schließt mit einem bössartigen Schlangenweib und Zwitterwesen, einer ausbeuterischen Kreatur Freundschaft, die aus Grimm, daß diese Freundschaft nicht Liebe in ihrem schmutzigen Sinne werden will, „das Lebenswerk eines Großen vernichtet.“ Dem Verfasser der „Tollen Novellen“ erscheinen alle diese wahren oder exträumten Schicksale tief tragisch; den unbefangnen Leser wandelt das Bedauern an, daß Gottfried Keller zu früh gestorben ist, um einige von den Großen und Größten dieses Schlags unter die unsterblichen Seldwylers einzureihen.

